

Revolution

Auflage 5000

Zweiwochenschrift

Preis 10 Pfg

Nummer 4

1. Dezember

Jahrgang 1913

Herausgegeben von Hans Leybold im Verlag von Heinrich f. S. Bachmair in München NW. 13

Mitarbeiter

Adam / Hans Baas / Hugo Ball / Peter Baum / Johannes R. Becher / Gottfried Benn Franz Blei / Max Brod / Carl Christian Bry Albert Ehrenstein / Friedrich Eifenlohr (Paris) Engert / Alois Effigmann / Leonhard Frank R. John von Gorsleben / Walter Hasenclever emmy Hennings / Max Hermann (Neisse) / Kurt Hiller / Friedrich Markus Huebner / Richard Huelsenbeck (Paris) / Oskar Kanehl / Philipp Keller / Klabund / Else Lasker-Schüler / Ernst Wilhelm Loh / H. R. Meyer / Robert Musil Heinrich Nowak / Karl Offen / Ludwig Pülzer (Rom) / Ludwig Rubiner / Sebastian Scharnagl Richard Seewald / Josef Tress (Paris) / Franz Tallentin und viele andere mehr

Inhalt

Die Zensur und Wir
(Offener Brief an den Schutzverband Deutscher Schriftsteller)

Klabund Die Enthüllung
Alois Effigmann . Das Strumpfgeld der Gerechtigkeit
Otty S. Bennwitz Schrei
Philipp Keller Der Neuling
Sebastian Scharnagl Das Kinogedicht
Walter Hasenclever Der Hintopp als Erzieher
Friedrich M. Huebner Die tragische Gebärde
Heinrich Nowak U. S. A.

Notizen

Bücher

Die Aktion polemisiert, zum ersten Mal in der Klabund-Angelegenheit, sehr witzig. (Die Repliken im Frühjahr waren erschreckend geistlos). Sie schreibt Ordinal statt Original und stellt ein Hurenlied (von Klabund) neben ein Horenlied (von Alfred Henschke). Sie scheint von Jucundus Fröhlich, von dem die Tägliche Rundschau am 9. November berichtet, nichts zu wissen oder will sich diese Enthüllung auf die nächste Nummer aufsparen. Man muß mit seinen Sensationen sparsam umgehen. Aber bitte: nicht zu lange auf Lager legen! Sie werden sonst ranzig. —

Jedenfalls muß ich es bedauern, daß die Aktion neben die „Toten Helden vom Marineluftschiff L III“ (von Alfred Henschke) und „Es hat ein Gott mich ausgekost“ (von Klabund) nicht noch das „Lied vom patentierten Hosenknopfkafee“ (von Jucundus Fröhlich) gesetzt hat. Die Wirkung wäre überraschend gewesen und es hätte sich noch klarer als jetzt gezeigt: daß Klabund eben doch Klabund, Alfred Henschke — Alfred Henschke und Jucundus Fröhlich — Jucundus Fröhlich ist (und bleibt).

6

Verehrteste: ich habe das Recht, alles zu sein, was ich will und kann. In Literatur und Leben. Ich bin Klabund. Ich bin Alfred Henschke. Ich bin Jucundus Fröhlich. Und ich bin noch vieles andere. Und wenn ich mich morgen als portugiesische Jungfrau auf tue, die in Uruguay beheimatet, von einem portugiesischen Vater und einer indianischen Mutter geboren, die schönsten spanischen Sonette schreibt, so dürft Ihr auch nichts dawider haben. Denn ich werde, im Bedarfsfalle, diese portugiesische Jungfrau voll und ganz sein. Toll und ganz.

7

Gewiß, Herr Pfemfert, „Klabund kann bedeutend anders...“, wenn er anders unterzeichnet“. — Ich nehme es als mein Verdienst in Anspruch, „anders zu können“, und als mein gutes Recht, „anders zu unterzeichnen“. Sie schreiben: „Die meisten (jungen Leute) waren für Klabund“. Sie sind es jetzt noch, Herr Pfemfert. Verle werden durch „Enthüllungen“ nicht schlechter. Und nicht nur junge Leute sind für mich. Auch ältere Leute: Frank Wedekind zum Beispiel. Klabund ist doch etwas mehr als ein Bierulk. (Was man von Ihrer Replik nicht behaupten kann).

8

Liebe Aktion! Lieber Reichsbote! Liebe Kunstwärter! Liebe Tägliche Rundschau! Summa: meine lieben Feinde: seid für Eure treue Mitarbeit an meinem Werk bedankt. Ich bitte, sich vorkommenden Falls meiner wieder zu erinnern. Achtungsvoll: Klabund.

9

Am 27. November findet in Berlin der Prozeß „wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften“ gegen Alfred Herr und mich statt. Es wäre nie zum Prozeß gekommen, wenn nicht Demunziation die Staatsanwaltschaft zum Einschreiten gezwungen hätte.

10

Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!

Sebastian Scharnagl: Das Kino-Gedicht

Er sitzt für achtzig Pfennige in einem Theater lebender Photographien und spricht sehr langsam und laut über die erschauernde Menge hin, während einer Liebes-Tragödie:

Wir starren unentwegt hin auf die Leinwand wo blasse Schatten ineinander schweben erheben gar nicht den geringsten Einwand betreffs des Schund-Programms, das sie hier geben.

Und unfre Lippen zucken jäh im Krampfe wenn sich Rivalen mit Pistolen schießen. Doch endet tödlich dieser Liebes-Kampfe dann müssen unfre heißen Tränen fließen.

So lindern tröstlich wir die Feuer-Wunden die uns ein hartes Leben lächelnd schlug: Was wir empfinden, das wird dort empfunden.

Wir grüßen Dich, Du heiliger Betrug der Leinwand mit den magren Schatten-Hunden, Die uns ein guter Gott ins Dasein trug.

Walter Hasenclever: Der Kintopp als Erzieher Eine Apologie

In unserer an Ethik armen Zeit wirkt etwa folgende Pressenotiz sympathisch:

„Die Entführung einer reichen Erbin“

In London sollte am Sonnabend eine reiche Erbin, die den Bewerbungen ihres Liebhabers kein Gehör geschenkt hatte, entführt werden. Als sie von einem Spaziergang nach Hause kam, wurde sie vor dem Haustor von einigen bereit stehenden Männern gepackt und in das vor dem Hause haltende Automobil geworfen. Man band ihr die Hände und umschlang ihr den Kopf mit Tüchern. Als das Auto sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, gelang es dem Mädchen, so viel Luft zu gewinnen, daß es schreien konnte, und der Chauffeur lenkte den Wagen nach der nächsten Polizeistation, wo die Entführer verhaftet wurden. Der Chauffeur sagte aus, daß er zu einer Hochzeitsreise über Land gedungen worden sei. Als er gesehen habe, wie man dem Fräulein Tücher über den Kopf warf, habe er geglaubt, es handle sich um einen Scherz, allein, als er die Dame um Hilfe schreien hörte, sei er kurzerhand zur nächsten Polizeiwache gefahren.“

Raum einer, der diesen Großtätertrakt unter „Ternmischtem“ in seiner Zeitung liest, bedenkt, daß es der dramatische Vorwurf eines modernen Kintopps ist. Von allen Kunstfertigkeiten unserer Zeit ist der Kintopp die stärkste, denn er ist die zeitgenössischste. Raum und Zeitlichkeit dienen bei ihm zur Hypnose von Zuschauern: wo ist eine Vitalität, wo eine Dimension auf der Erde, die seine unendliche Fähigkeit nicht erreichte? Er ist gleichsam die äußerste Konsequenz menschlicher Expansionen, und die Ungeheuerlichkeit des Daseins vermag nur in ihm, wie in einer letzten Form von Spiegelung wieder zu erscheinen. — Da wir das Chaos distanzieren, indem wir es, scheinbar, reproduziert haben, begeben wir uns seiner Realität.

Erscheint so der Kintopp, physiologisch betrachtet, von einem Reichtum des Requills und der Kulissen wie nur Gottes eigene, in sieben Tagen geschaffene Welt, dann ist er auch notwendig. Neben entzündetem Durchschwärmen von Weltlichkeit aber wird ihm ein Tieferes verliehen, und damit kehre ich zum Anfang zurück. Wenn jemand eine Hochzeit macht, oder bestohlen wird, oder nach Amerika fährt — sind das alles nur zufällige, schicksallose Ereignisse, oder ereignet sich nebenan für ihn eine metaphysische Begebenheit? Weshalb rührt ihn die Träne irgendeines von Schmerz beladenen fremden Menschen, weshalb erschrickt er vor den roten Händen einer alten Dienstinne, weshalb drückt er plötzlich (selbst wenn er Meyer heißt) einem schmutzigen Bettler eine Mark in den Rock? Was wäre ihm die Welt, die er lebt, wenn sie nicht Sehnsucht und Symbol — eine bedrängende Erscheinung wäre! Hier schöpft der Kintopp aus gleichem Wesen wie die Lyrik: denn er verkündigt etwas; er wird zu einer Attraktion, er erregt einen Zustand.

Durch Aktivität beginnt der Kintopp, zum Lebensgefühl erhebt er sich, mit Sentimentalität hört er auf. Unphilosophisch möchte ich behaupten, daß er deshalb die psychologischste Darstellung in unserer Zeit bedeutet. Durch die Geschwindigkeit im Ausdruck seelischer Prozesse kompliziert er Mimik und Situationen; sein Bluff ist einzig und allein die dramatische Funktion — darin liegt seine Beraudung.

Die Feindschaft gegen den Kintopp beruht auf einem Mißverständnis: er ist keine Kunst im Sinne des Cheaters, keine sterilisierte Geistigkeit; er ist durchaus keine Idee. Deshalb läßt er sich auch nicht (wie immer wieder versucht wird) mit Iphärischer Musik impfen: er würde trotzdem jedesmal die Pocken kriegen. Der Kintopp bleibt etwas Amerikanisches, Geniales, Kitzliches. Das ist seine Volkstümlichkeit; so ist er gut. Und kein Ausnahmegelehrter im Reichstag wird ihn hindern, gute Geschäfte zu machen, denn seine Modernität äußert sich darin, daß er Idioten und Geister in gleichem Maße, doch auf andere Art zu befriedigen vermag, jeden nach seiner seelischen Struktur.

Wer von uns ist nicht schon mit ihm zum Monde gereift, wie weiland der Herr Baron von Münchhausen! Wer wurde nicht als Goldlucher auf Prärien überfallen, wer kam nicht unter eine Droschke zu liegen und mußte (nicht deshalb allein) eine reiche Witwe heiraten! Wer sah nicht den Zaren Ferdinand aus seinem Coupéfenster winken und zog mit in den Krieg! Begreift man endlich, daß der Kintopp eine Steigerung von Lebensgenüssen, eine Bereicherung von Phantasien ist! Würde man Kindern ihre Indianergeschichten und Seehelden aus den Sängern reißen, weil sie deshalb des Nachts und am Tage von Ruhm und von Welt träumen? Würde man ein Herz haben, armen Dienstmädchen ihre Zwanzigpfennig-Liebesromane entwendend, mit denen sie sich über die Einsamkeit ihrer Küche eine heroische Wirklichkeit vorgaukeln? Wer möchte Karl May, ja selbst Dick Carter aus fieberhafter Kindheit missen? Man soll uns nur ruhig in den Kintopp lassen, wo wir, eine Zeit unseres diesseitigen Lebens, immer gewesen sind. Man soll uns diese Naivität nicht mit pastoralem Salbader einer edleren Kunst vergällen. Wir werden nicht schlechter werden als wir sind (wer Anlage zum Verbrecher und Geisteskranken hat, wird es auch so).

Eher werden wir glücklicher; denn lachen und weinen zu können, bedeutet Glück. Wie wenige vermögen das heute noch im Theater, wo wir gekitzelt werden — allenfalls erstaunt.

Von der Ethik des Kintopps wollte ich reden und vergaß es über seiner Melodie! Was einst „Die Braut von Messina“ war, scheint heute „Die Braut des Sklavenhändlers“ zu sein. Aber was Schiller in seiner Vorrede zur „Braut von Messina“ meinte, wenn er von dem höchsten Genuße sprach, als der „Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiel aller ihrer Kräfte“ — wird, wenn man will, auch in der „Braut des Sklavenhändlers“ Ereignis. Nicht die Burleskosität im Erleben von Automobiljagden und Freudenhäusern, sondern die Angst, das Mißfühlen, die Errettung. Ingenieur Karl Pfeil, der Edith liebt und sie aus den Klauen der Räuber befreit, um im Hause der Tante Verlobung zu feiern, gibt (trotzdem) zu denken. Er ist mehr als ein Typus, er ist etwas Uralles. Eine Verheißung: daß jemand um die Berechtigung kämpft, zu lieben und zu hassen. Daß jemand, der liebt, helfen muß. Daß jemand leidet. „Sie sollten wissen, daß jeder mit Liebe beginnen muß!“ sagt Philipp Keller in seinem Buch.

Doktor Hiller

Schreibt diese Zeilen zu einem Gedicht: „... hier ist ein Gedicht von einem sehr jungen Weibe. Dies Gedicht, natürlich un„literarisch“, ist von der Beschaffenheit jener postulierten Gebilde, die einzig (neben dem Geist) Berechtigung haben. Bitte verlesen Sie sich in diesen Komplex

aus 22 Worten . . und befreien Sie sich, um Gottes willen, von der obsolekten Perspektive „Kitsch“. Dieses Gedicht ist so wahr kein „Kitsch“, so wahr es auch nicht das Gegenteil davon ist. Verleihen Sie mich? (Nichtmal „die neue Simplizität“ meine ich; eher: die Belinnung. —)“

„Es ist ja, in seinem Verzicht auf allen Gekitsch und auf alle Gekitschulation, viel revolutionärer als der hysterischste Indirektismus caféstefanischer Bohémiennen“.

Schrei

Bald o Herr kommt die Stunde,
wo ich leiden werde und schreien!
Nimm mich zu Dir;
Laß mich nicht leiden diese Pein!

Dittij S. Bennenwit

Philipp Keller: Der Neuling

Als der junge Mann sein Examen bestanden hatte, wollte er eine möglichst entfernte Universität besuchen, teils weil er die Geßlichkeiten seiner Mitschüler einem gewissen kleinstädtischen Klima zuschrieb, teils um aller Aussicht seiner Eltern zu entgehen.

Raum befand er sich jedoch in der fremden Stadt, als seine Freunde trostlose Briefe erhielten. Seinen Eltern quitierte er nur den Empfang seines Monatswechsels. Er klagte über die breiten Straßen, die letzten Endes indifferent, alle Gefühle ins Maßlose steigerten; über die Kleinheit seines Zimmers mit dem schäbigen grünen Plüschsopha; über das schlechte Essen, mit dem man ihn in den Restaurationen häufig zu sättigen versuchte, da er Platz wegnahm für einen andern Gast.

Unzweifelhaft klagte er nicht nur über alles dies, sondern litt wirklich daran.

Noch mehr: in dem Park, den er zur Beruhigung aufsuchte, störten ihn die schreienden Kinder und der Anblick der Hunde, die sich rasch und oft zusammenfinden konnten, erweckte seinen Neid und untergrub sein Behagen an der glücklicheren Stellung des Menschen in der Natur.

Als seine Kollegien begannen, wurde sein Zustand noch überreizter. Er schrieb sich in falsche Listen ein, fragte ängstlich über jede Kleinigkeit bei dem schwerverständlichen Pedell und mußte zum Schluß einsehen, daß er gerade bei den unfähigsten Professoren belegt hatte und Autoritäten oder Kapazitäten in seinem Programm keinen Platz mehr fanden.

Auch begriff er die Wichtigkeit der Definitionen unbekannter Dinge nicht, verpaßte somit den Anschluß an den Ausbau der Deduktionen, führte ein merkwürdiges Kollegbuch, teils in Stenographie, teils in Schönschrift, und war binnen zwei Wochen von einer wissenschaftlichen Ratlosigkeit, wie er sie in der Schule nie gekannt hatte.

Die schmerzlichen Gefühle in seiner Brust, die er sich auf Heimweh zurückzuführen schämte, hatten sich neben dem Nachlassen seiner Denkfähigkeit stetig durchgesetzt. Nichts blieb übrig, als die Einsamkeit nach berühmten Mustern zu ertragen; so flüchtete er zu den Strophen der einsamen Dichtung seiner Zeit. Die Romane eines nordischen Lungenkranken las er mit schwärmerischer Hingabe und er sah in seinen Wachtträumen Lilien, Arme von Tänzerinnen, aller Art Edelsteine und so weiter. Er selber versuchte sich ebenfalls in Versen, deren Form dem kläglichsten Inhalt wohl entsprach.

Da begegnete ihm eines Morgens in dem Korridor eine Studentin, die ihm vor allen anderen Studentinnen in ihrer Art auffiel. Auch sie hatte die hilflosen Blicke und die verschärften Nasenlippenfalten, wie er sie selber an sich kannte. Sie trug ihren Kopf etwas in den Nacken gelehnt, die Augen zuhöchst, so als fürchtete sie, daß beim Neigenogleich Tränenfluten hervorströmen möchten.